

Krieg, der Vater aller Dinge?

Gedanken vom alten Griechenland

bis zur möglichen Asiatisierung der westlichen Kulturen

Vortrag von Arnold Metznitzner

am 28. Juli 2013 im Rahmen der 7. Carinthischen Dialoge auf Schloss Bach

*Wenn das Chaos, die Mutter der Ordnung ist,
ist dann der Krieg, der Vater aller Dinge?*

Chaos und Kosmos,

Unordnung und Verwirrung auf der einen, Weltordnung und Universum auf der anderen Seite sind Gegensätze und scheinen doch zusammen zu gehören. Das große Paradoxon „Leben“ liegt nicht in der mathematischen Mitte von beiden, aber es ereignet sich fließend im ständigen Hin-und-Her immer irgendwo dazwischen.

Ursula Pia Jauch hat das vorgestern in den schönen Satz verpackt:

„Der Mensch“ – so lange er lebt, natürlich – „ist ein unordentliches Wesen, das Ordnung schaffen kann.“

Ist das Leben also das tägliche Hin-und-Her zwischen Chaos & Kosmos, ein täglicher Kampf, ein unvermeidlicher „Krieg“, den Heraklit „aller Dinge Vater, aller Dinge König“ nennt?

Wie sein um 10 Jahre älterer Kollege Parmenides von Elea¹ sieht auch Heraklit von Ephesus (* um 550 v. Chr) hinter Chaos und Kosmos ein **Einheitliches** jenseits der Vielheit. Aber er sieht es nicht, wie Parmenides, einfach in einem unabänderlich-beharrenden **Sein**.

Werden und Vielheit sind für ihn nicht - wie für Parmenides - bloße Täuschungen.

Gleichzeitig ist für ihn das endlose Fließen aller Dinge nicht automatisch das Gegenteil des Einheitlichen, sondern dessen Manifestation.

Bekannt sind uns Heraklits Satz „Wir können nicht zweimal in denselben Fluss steigen“, denn neue Wasser sind inzwischen herangeströmt, und auch wir selber sind in der Zwischenzeit andere geworden, wie auch der Satz „Alles fließt, nichts besteht“.

Wie kein anderer vor ihm hat Heraklit das Geheimnis der Zeit und des ewigen Wandels empfunden und mit seinem Denken darauf reagiert. Aber nicht darin liegt die Größe seiner Erkenntnis, sondern erst darin, dass er hinter und in dem unaufhörlichen Fluss doch eine Einheit, nämlich ein einheitliches **Gesetz** erblickt: Einheit *in* der Vielheit und Vielheit *in* der Einheit.

Heraklit nimmt eine Ursubstanz an, ein **Ur-Feuer**, aus dem - nach ewigem Gesetz „nach Maßen“ - im Aufbrennen und Erlöschen die Welt mit ihren Gegensätzen hervortritt und in das sie wieder zurückfällt. Wahrscheinlich denkt er dabei nicht so sehr an das Feuer im wörtlichen Sinn als vielmehr in einer allgemeineren und übertragenen Bedeutung im Sinne der Ur-Energie, die für ihn das Göttliche ist. Einen Teil dieses In der menschlichen Seele sieht er einen Teil davon.

Das große **Gesetz**, nach dem sich aus der einen Ur-Energie unablässig die Vielheit entfaltet, ist die **Einheit der Gegensätze**.

¹ Vergleich dazu: (Störig, 1970, S. 86)

(Übrigens: für dieses „Weltgesetz“ verwendet Heraklit erstmalig das Wort „**Logos**“, auf das sich dann die späteren Theologen dankbar stürzen)

Alle Entwicklung geschieht im polaren Zusammenspiel gegensätzlicher Kräfte:

„Gott ist Tag und Nacht, Winter und Sommer,
Krieg und Frieden, Überfluss und Hunger.“

Im Kampf zwischen Idee und Idee, Mensch und Mensch,
Mann und Frau, Klasse und Klasse, Volk und Volk
gestaltet sich die harmonische Ganzheit der Welt.

In diesem Sinn ist Kampf, ist Krieg „aller Dinge Vater, aller Dinge König“. Jedes Ding bedarf zu seinem Sein seines Gegenteils wie der Bogen nach der Leier verlangt, um mit ihr ein Ganzes zu bilden. Beide, Bogen und Saite verstünden auseinandergenommen nicht, welchen Sinn sie hätten. Darum haben nach Heraklit diejenigen Unrecht, die ein Ende allen Kampfes in einem ewigen Frieden herbeisehnen. Denn mit dem Aufhören der schöpferischen Spannungen würde totaler Stillstand und Tod eintreten. Das, denke ich, hat gestern Renee Schroder mit ihrer Bemerkung vom „langweiligen Paradies“ gemeint. „Immer schön ist nimmer schön!“ VARIATIO DELECTAT.

Vgl. dazu auch Winston Churchill: „Wenn zwei immer einer Meinung sind, ist einer von beiden überflüssig.“

Darum - so Heraklit - wäre es dem Menschen auch nicht gut, wenn er ans Ziel all seiner Wünsche käme. Denn es ist die Krankheit, die die Gesundheit angenehm macht, nur am Übel gemessen tritt das Gute in Erscheinung, am Hunger die Sättigung, an der Mühsal die Ruhe.²

Mit seiner Lehre vom Zusammengehören und Zusammenwirken des Gegensätzlichen schafft Heraklit das Modell einer dialektischen Entwicklungslehre, die im hellenistisch geprägten Christentum und 2000 Jahre nach seinem Tod bei Cusanus, Hegel, Marx, Nietzsche, Darwin und Romano Guardini wiederkehrt.

Von seiner Lebensgestaltung her ist Heraklit ein Einzelgänger, wahrscheinlich der erste Eremit auf europäischem Boden, ein Verächter der Masse und entschiedener Feind der Demokratie, der im Leben wie im Denken eigene, bis dahin unbetretene Wege sucht.

Seine Gedanken legt er in einer Schrift nieder, die er ohne Titel belässt.

Erst später wird sie mit „peri phyecos“ – „Über die Natur“ betitelt.

Die mehr als 100 einzelnen Bruchstücke vermitteln in aphoristischer Kürze knappe Weisheiten.

Daraus ergibt sich eine nachhaltige Kritik der oberflächlichen Realitätswahrnehmung und Lebensart der meisten Menschen.

Gelehrtheit im Sinne von „Vielwisserei“ schätzt Heraklit gering.

Sie formt nicht den Geist, sagt er, es käme für einen Menschen darauf an, **den einen Gedanken zu finden,**

der ihm das Geheimnis der Welt aufschließt.

In der Sprache der modernen Gehirnforschung könnte dieser Satz des Heraklit lauten:

Das menschliche Hirn wird so, wie es benutzt wird,

² Vgl. dazu: (Störig, 1970, S. 87-89)

aber ganz besonders so, wie es **mit Begeisterung** benutzt wird.

Auch das Christentum lebt aus dem Gegensatzgedanken.

In ihm wimmelt es nur so von Gegensätzen:

In der lateinischen Dichtung, die unter dem Namen des wohl aus dem alemannischen Teil Burgunds stammenden Dichters und Geschichtsschreibers Wipo (+ nach 1046) überliefert ist, wird der Inhalt des christlichen Osterfestes und damit das zentrale Glaubensgeheimnis des Christentums als Kampf und schlussendlich als Sieg des Lebens über den Tod besungen:

„Mors et Vita duello
Confluxere mirando;
Dux vitae mortuus
Regnat vivus.“

Tod und Leben rangen in wundersamen Zweikampf.
Der Fürst des Lebens, der gestorben war,
herrscht (jetzt) lebend.

Das ist nicht nur in der katholischen Liturgie der Osternacht das zentrale Thema, es scheint auch die paradoxe Grundmelodie alles Lebendigen zu sein. Und so stehen im ständigen Hin und Her einander letztendlich Leben & Tod einander gegenüber.

Und weil dieses LEBEN für den Menschen als soziales Wesen ohne den Blick auf den anderen Menschen nicht möglich ist, führt das aus der Sicht der Bibel zu guter Letzt oder zu aller Erst zu Beziehungsfragen und damit auch zur Frage der Spannung zwischen Ich & Du:

Das so eindringlich gepredigte und bestenfalls halb verstandene biblische Leitmotiv dazu lautet: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Rund um die Exegese dieses sogenannten Doppelgebotes ist in der christlichen Verkündigung ein regelrechter Krieg entstanden. Seine Ursachen liegen m.E. in einer geradezu neurotischen Angst vor dem Selbst und der Selbstverwirklichung, die in der Folge konsequenterweise als Geisel unserer Zeit gebrandmarkt wird. So konnte aus der Nächstenliebe eine Kardinaltugend werden, während die Selbstliebe zum Stiefkind christlicher Wahrnehmung verkommen musste.

Aber die entwicklungsgeschichtliche Voraussetzung für die Nächstenliebe ist und bleibt eine gut fundierte Liebe zu sich selbst.

Wer sich selbst nicht mag, kann andere nicht mögen.

Wer mit sich selbst nicht im Reinen ist,
wird es mit anderen auch nicht sein können.

Die Rabbinen übersetzen ganz in diesem Sinn das biblische Doppelgebot deshalb mit „Liebe deinen Nächsten! Er ist wie du“ –
und sie definieren den Unterschied zwischen Tag und Nacht durch den Moment, an dem du im Morgengrauen oder in der Abenddämmerung gerade noch an deinem Gegenüber das Gesicht deines Nächsten erkennen kannst.

Ich und Du bleiben aneinander gebunden. Am DU werde ich zum ICH. Ohne diese Beidseitigkeit gibt es kein Lebendigsein.

Das weiß natürlich das Christentum auch. Aber es scheint ihm die unbefangene

Natürlichkeit dieses Wissens abhandengekommen zu sein.

Dass sich in die Rezeption eines solchen Selbstverständnisses eine geradezu blinde Einseitigkeit einschleichen konnte, dürfte wohl auch mit der Terminologie eines verblühten und herabgekommenen Hellenismus zu tun haben. So wurde aus einer der beliebtesten mythischen Figuren der Antike der im Christentum verteufelte EROS als zu meidendes Laster. Die schwerwiegende Folge dieser Einseitigkeit besteht darin, dass hinter den beiden Polen auf die bei Heraklit noch zentrale EINHEIT DER GEGENSÄTZE vergessen wird und in der Folge

Himmel & Hölle,

heilig & sündig,

göttlich & menschlich,

sakral & profan

als einander unversöhnlich gegenüberstehende Gegensätze begriffen werden, die sich ins ausschließende „Entweder – Oder“ verirren.

Daraus erklärt sich dann leicht eine Ideologie der Ideale, die prinzipiell Richtiges absolut setzt und damit dazu beiträgt, dass die Theologie die Bodenhaftung und damit ihre Verankerung in der Welt verliert.

Ein leidenschaftlicher Gegner einer so abgehobenen Theologie ist

Friedrich Nietzsche. Er empört sich darüber, dass Schönheit, Sinnlichkeit, Freude am Körper im Christentum nur ein Schattendasein führen. Der dort völlig entmachtete und um seine Unbefangenheit gebrachte Eros wird grundsätzlich verdächtigt, für das Böse in der Welt verantwortlich zu sein. Der christlichen Empfehlung, in allen Dingen Maß zu halten, bringt Nietzsche nur Sarkasmus entgegen:

„Die Mäßigen sind auch immer die Mittelmäßigen.“

Nur keine dionysische Ekstase, nur kein seliges Außer-Sich-Sein vor Freude. Das christliche Ideal bleibt so lauwarm temperiert.

In seinem Buch „Die fröhliche Wissenschaft“ (später mit dem Untertitel „la gaya scienza“), zuerst erschienen 1882 und 1887 ergänzt, finden sich Gedanken zu unterschiedlichsten Themen in fast 400 Aphorismen verschiedener Länge. In der Vorrede dazu mit der Überschrift

„Scherz, List und Rache“ finden sich wunderbare Beispiele des Zusammengehörens und Zusammenwirkens des Gegensätzlichen.

Drei dieser Texte will ich hier kurz erwähnen, weil in ihnen bereits die Thematik des kurz danach erscheinenden „Also sprach Zarathustra“ (*Ein Buch für Alle und Keinen*, 1883–1885) durchklingt und auch bereits die Morgendämmerung der Psychoanalyse aufblitzt. Beides eine kulturelle Revolution, ein leidenschaftliches Plädoyer zur Ermutigung, sich mit dem Vorgefundenen und Vorgegebenem nicht einfach abzufinden, sondern es auf der Suche nach gangbaren Wegen gründlich zu hinterfragen:

Mein Glück

2.

Seit ich des Suchens müde ward,

Erlernte ich das Finden.

Seit mir ein Wind hielt Widerpart,

Segl' ich mit allen Winden.

Unverzagt

3.

Wo du stehst, grab tief hinein!
Drunten ist die Quelle!
Lass die dunklen Männer schrein:
"Stets ist drunten — Hölle!"

Bitte

25.

Ich kenne mancher Menschen Sinn
Und weiß nicht, wer ich selber bin!
Mein Auge ist mir viel zu nah —
Ich bin nicht, was ich seh und sah.
Ich wollte mir schon besser nützen,
Könnt' ich mir selber ferner sitzen.
Zwar nicht so ferne wie mein Feind!
Zu fern sitzt schon der nächste Freund —
Doch zwischen dem und mir die Mitte!
Erratet ihr, um was ich bitte?

In diesen Texten geht es wie im späteren Zarathustra um Wahrheits- und Selbstfindung. Der Blick wird vom Suchen zum Finden und von oben nach unten gewendet. Nietzsche nennt es „die Treue zur Erde“ und versteht darunter das Ja-Sagen zum Diesseits in all seiner Widersprüchlichkeit und seinem Leiden. Nicht mehr der Himmel, die Erde ist der Ort der Suche und des Findens, die Quelle, um die sich alles dreht.

„Drunten ist die Quelle!
Lass die dunklen Männer schrein:
„Stets ist drunten — Hölle!““

Unschwer zu erraten, dass mit den „dunklen Männern“ die in schwarze Talare gehüllten Beamten des Himmels gemeint sind. Ihr Gegenpart ist Zarathustra, in dem auch Heraklit aufleuchtet:

Nachdem er - wie der griechische Philosoph - zehn Jahre als Einsiedler in den Bergen verbracht hat, versucht der mittlerweile vierzigjährige Zarathustra, seine Weisheit mit den Menschen zu teilen. Er predigt der Menge auf dem Marktplatz einer Stadt vom Übermenschen, erfährt aber von seinen Zuhörern nur Hohn und Spott. Von nun an meidet Zarathustra Ansammlungen von Menschen und begibt sich auf die Suche nach verwandten Geistern.

Der erste Teil wird mit einer der bekanntesten Reden Zarathustras eröffnet: Nietzsche beschreibt darin drei Verwandlungen, die der menschliche Geist im Laufe des schweren Prozesses der Wahrheits- und Selbstfindung durchläuft:

wie der Geist zum Kamele wird,
und zum Löwen das Kamel,
und zum Kinde zuletzt der Löwe.

1. Die erste Verwandlung des Geistes ist das KAMEL, das für den „demütigen Geist“ steht: Seine Werte sind Gehorsam, Demut, Ergebenheit, Selbstverleugnung, Genügsamkeit, Anpassungsvermögen ab widrige Umstände, also die so hoch ge- & überschätzte Leidensfähigkeit.

2. Die zweite Verwandlung ist die des Kamels zum LÖWEN.

Seine Ziele sind Macht durch eine erkämpfte hierarchische Ordnung mit dem Ziel der Selbstbestimmung und Freiheit im Sinne von Souveränität der Stärksten. Darum lehnt sich der zum Löwen verwandelte Geist gegen die ewigkeitsbeanspruchenden, abhängig machenden göttlichen Werte des „großen Drachens“ als Symbol für die bestehende Moral auf:

„Freiheit sich schaffen und ein heiliges Nein auch vor der Pflicht: dazu, meine Brüder bedarf es des Löwen.“

3. Da der Löwe aber nicht konstruktiv, sondern nur destruktiv wirken kann, ist zur Neuerschaffung der moralistischen Wertewelt eine dritte Verwandlung nötig: So wird der Löwe zum KIND.

Das Kind steht für einen Neubeginn in ursprünglicher Unschuld - der Mensch wird so zum Schaffenden, nachdem die alten Werte überwunden, d.h. abgelegt sind:

„Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-Sagen.“

Damit ist wohl das gemeint, was ich in meinem therapeutischen Arbeitsverständnis „la seconda naività“ nenne, in italienischer Sprache deshalb, weil ich diesem Gedanken zum ersten Mal während meiner römischen Studienjahre begegnet bin und es für meine Ohren stimmiger klingt als „zweite Naivität“. In jedem Fall ist damit eine Ursprünglichkeit gemeint, zu der ein Mensch wieder zurückfinden muss, um sich lebendig zu fühlen. Es geht dabei darum, die Lebendigkeit und Begeisterungsfähigkeit, die wir als Kinder bereits hatten, wiederzufinden. Im Englischen klingt das mit „to reconnect the disconnected“ als „Andockmanöver“, das dafür sorgt, dass der Zug nicht ohne Lokomotive weiterfährt. Im Lateinischen kann das mit einem einzigen Wort beschrieben werden: Im Grunde geht es genau um das, was mit „religio“ gemeint ist, nämlich gekappte, verloren gegangene und vergessene lebenserhaltende Verbindungen wiederanzuknüpfen und zu stabilisieren.

Bei Nietzsche verbirgt sich hinter der dritten Verwandlung bereits die Idee der ewigen Wiederkehr. Das Bild des Kindes als Ausgangs- und schließlich wieder Endpunkt der ewigen im großen Bogen verlaufenden Entwicklung des Individuums. Diese Vorstellung führt dann irgendwann zum fast schon utopisch zu nennenden Übermenschen, der alle menschlichen Schwächen, d.h. bei Nietzsche Krankheiten und Abhängigkeiten, überwunden hat.

Wie gesagt, hier artikuliert sich schon die Morgendämmerung der Psychoanalyse, die mit Freuds Traumdeutung ihren Durchbruch erfährt und ein neues Jahrhundert einläutet.

Nach **Sigmund Freuds** Überzeugung hat der neuzeitliche Mensch in den letzten 400 Jahren durch Kopernikus, Darwin und ihn selbst drei schwere Kränkungen davongetragen, die seinem Selbstbewusstsein schwer zugesetzt und ihn nachhaltig verunsichert haben:

1. Die Erde ist nicht der Mittelpunkt des Universums, und 2. der Mensch nicht nur

nicht die Krone der Schöpfung und das Abbild Gottes, sondern 3. nicht einmal der Herr/die Frau im eigenen Haus.

Wenn der größte Teil dessen, was er tut, aus seinem Unbewussten kommt, wie ohnmächtig und den unbekanntem Kräften hilflos ausgeliefert mag er sich da fühlen? Darum lautet das psychotherapeutische Ethos: „Wo ES war, soll ICH werden.“ Und der Zweck und bescheidene Nutzen therapeutischen Handelns besteht im Grunde ja nur darin, Unbewusstes bewusst zu machen, damit aus „neurotischem Elend“ gewöhnliches Elend werden kann.

Die Leitfrage dieses therapeutischen Handelns lautet nicht, „was soll/muss ich tun?“ oder „was erwarten die anderen von mir?“, sondern: „Was geht in mir vor?“

Es ist im Grunde die alte Frage, die bei Ferdinand Raimund seinen Alpenkönig zum Menschenfeind sagen lässt:

„Du begehst die größte Sünde, du kennst dich selber nicht!“

Aber die Frage ist ja noch viel älter, so alt, dass sie bereits Heraklit zugeschrieben im Alten Griechenland als eine der drei apollonischen Weisheiten auf der Wand der Vorhalle des Apollontempels in Delphi zu lesen steht: „Erkenne dich selbst!“

(Die anderen zwei Weisheiten lauten:

„Bürgschaft, schon ist Schaden da!“ und:

„Von nichts allzu viel!“)

Die tägliche Erfahrung bei so gründlicher Nachschau im Inneren:

Statt immer nur Haltung zu bewahren und „in Ordnung“ sein zu wollen, ist der Mensch gut beraten, nichts dagegen zu haben, dass er auf der Suche nach sich selbst bei den Wanderungen ohne Landkarte im weiten Land seines Inneren immer wieder die Fassung verliert, immer wieder sein Leben durch Unerwartetes durchkreuzt wird und er sich dadurch nicht in erster Linie bedroht, sondern bereichert fühlt.

Ein Leitsatz therapeutischer Aufmerksamkeit lautet daher:

„Schau hin! Auch das ist möglich!“

Wer die Fassung verlieren und dabei die Ruhe bewahren kann - ein weiteres Paradoxon des Lebendigen -, entdeckt im Keller seines Herzens viel Unbekanntes, Dunkles, darunter aber auch ungeahnte Schätze, die u.U. schon sein ganzes Leben lang darauf warten, endlich entdeckt und ans Tageslicht gefördert zu werden.

In einem durch Ehebruch verursachten Ehekrach und der daraus folgenden neuen Basis für ein Miteinander schreibt ein erleichterter Mann an seine Frau im Versöhnungsbrief:

„Am besten gefällt mir, dass wir uns gegenseitig nichts mehr vormachen; ganz ungeniert, jeder wie er eben ist! Wobei freilich viel, mächtig viel Schmutz sichtbar wird. Schadet nichts, im Gegenteil! Genau hingeschaut, komme ich ihm auf den Grund,

stoße mich daran ab und tauche wieder hinauf ins Licht.“

Aber bei unserem Thema geht es ja nicht nur um diese inneren Spannungserfahrungen, die ja nicht immer nur fruchtbare persönliche Entdeckungsreisen sind, sondern durchaus auch zu furchtbaren menschlichen Tragödien werden. Der Krieg im Kleinen wie im Großen ist immer begleitet von einem dramatischen Erleben von Ohnmacht.

„Warum Krieg?“³

Der „militante Pazifist“ **Albert Einstein** schreibt am 30. Juli 1932 von dieser Ohnmacht getrieben an **Sigmund Freud**: „Gibt es einen Weg, die Menschen von dem Verhängnis des Krieges zu befreien?“

Sigmund Freud antwortet im September 1932:

„Sie verwundern sich darüber, dass es so leicht ist, die Menschen für den Krieg zu begeistern, und vermuten, dass etwas in ihnen wirksam ist, ein Trieb zum Hassen und Vernichten, der solcher Verhetzung entgegenkommt. ... Wir glauben an die Existenz eines solchen Triebes ... Wir nehmen an, dass die Triebe des Menschen nur von zweierlei Art sind, entweder solche, die erhalten und vereinigen wollen - wir heißen sie erotische, ganz im Sinne des Eros im Symposion *Platos* ... und andere, die zerstören und töten wollen; wir fassen diese als Aggressionstrieb oder Destruktionstrieb zusammen. Sie sehen, das ist eigentlich nur die theoretische Verklärung des weltbekannten Gegensatzes von Lieben und Hassen, der vielleicht zu der Polarität von Anziehung und Abstoßung eine Urbeziehung unterhält, die auf Ihrem Gebiet eine Rolle spielt...

Der eine dieser Triebe ist ebenso unerlässlich wie der andere, aus dem Zusammen-und-Gegeneinanderwirken der Beiden gehen die Erscheinungen des Lebens hervor.

Aber: Ganz selten ist die Handlung das Werk einer einzigen Triebregung, die an und für sich bereits aus Eros und Destruktion zusammengesetzt sein muss. In der Regel müssen mehrere in der gleichen Weise aufgebaute Motive zusammentreffen, um die Handlung zu ermöglichen. ...

Wenn also die Menschen zum Krieg aufgefordert werden, so mögen eine ganze Anzahl von Motiven in ihnen zustimmend antworten, edle und gemeine, solche, von denen man laut spricht, und andere, die man beschweigt. ... Die Verquickung dieser destruktiven Strebungen mit anderen erotischen und ideellen erleichtert natürlich deren Befriedigung. Manchmal haben wir, wenn wir von den Gräueltaten der Geschichte hören, den Eindruck, die ideellen Motive hätten den destruktiven Gelüsten nur als Vorwände gedient, andere Male z.B. bei den Grausamkeiten der hl. Inquisition, meinen wir, die ideellen Motive hätten sich im Bewusstsein vorgeedrängt, die destruktiven ihnen eine unbewusste Verstärkung gebracht. Beides ist möglich.“

Das in unserer Zeit vielleicht prominenteste Beispiel des Gegensatz-Gedankens, wenn auch bis jetzt zumindest nicht im Sinne Heraklits gelöst, ist das Schlagwort vom „**Kampf der Kulturen**“, das wir dem Politikwissenschaftler Samuel Huntington verdanken. In der US-amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs“ entwickelt er 1993 eine politische Theorie der internationalen Beziehungen und sieht darin den „Kampf der Kulturen“ als Konflikt zwischen verschiedenen Kulturkreisen, insbesondere der westlichen Zivilisation mit dem chinesischen und islamischen Kulturkreis. Diese Überlegungen erweitert Huntington zu einer umfassenden Theorie in seinem 1996 erschienenen Werk

„Clash of Civilizations and the Remaking of World Order“.

Darin stellt er die Behauptung auf, dass ein grundsätzlicher, kultureller Antagonismus zwischen einzelnen Zivilisationen bestünde, und es dieser Gegensatz sei, der die Weltordnung nach dem Ende des ideologisch geführten Kalten Krieges zwischen Ost und West besonders prägen werde.

³ Der Briefwechsel von Albert Einstein und Sigmund Freud liegt veröffentlicht vor als Kleines Diogenes Taschenbuch, 1996 ISBN 3 257 70044 X

Franz Welser-Möst, der Generalmusikdirektor der Wiener Staatsoper, hat 2012 zum 200. Geburtstag der Gesellschaft der Musikfreunde Wien in seiner Festrede in bemerkenswerter Art und Weise auf diesen Kampf der Kulturen Bezug genommen. In einer gründlichen Analyse des Wiener Kulturbetriebes versuchte er aus dem analytischen Blick zurück „den Nebel der Zukunft einigermaßen erhellen zu können“:

Vor hundert Jahren begann Amerika damals Führer der westlichen Welt zu werden und „die europäische Kultur begann nicht nur Amerika neugierig zu betrachten und in ihre Kunst einzuarbeiten, sondern in einem langen, weil auch durch die starken politischen Erdbeben des 20. Jahrhunderts verlangsamten, aber trotzdem unaufhaltbaren Prozess mehr und mehr von Amerika zu übernehmen“. Vieles in Europa sei heute "veramerikanisiert", wie Welser-Möst als "Teilzeitamerikaner" das „vollkommen wertfrei“ festzustellen versuchte.

Heute wird die westliche Welt - so scheint es ihm - inklusive Amerika, wieder von grundlegenden Änderungen in unserer Kultur und unserem Kulturverständnis erfasst. Und er fragt: „Stehen wir vor einer ‚Verasiatisierung‘, ähnlich der ‚Veramerikanisierung‘ vor hundert Jahren? Durchaus vorstellbar, wenn man weiß, dass aufgrund des Phänomens Lang Lang in China allein heute eine Million Kinder Klavier lernen und ihm auf Twitter 10 Millionen Menschen in seiner Heimat allein folgen. Dann kann man das aber nicht einfach nur als eine Art Popkultur innerhalb der klassischen Musik abtun, sondern es zeigt uns, dass wir in Europa, aber auch in Amerika, der westlichen Welt insgesamt, nicht mehr so selbstverständlich die Führerschaft in uns überbrachten kulturellen Dingen beanspruchen können und sich da ganz deutlich eine Überholspur neben uns auftut.“

Angesichts dieses „Kulturkampfes“ rät der Welser-Möst mit dem Hinweis auf die indische Götterwelt zu engagierter Gelassenheit:

Brahma, der Schöpfer,
Vishnu, der Erhalter und
Shiva, der Zerstörer.

Alle drei sind gleichberechtigt.

Übertragen auf uns in der westlichen Welt sind wir allzu oft und allzu sehr Anbeter von Vishnu, dem Erhalter! Allein zu erhalten und allzu oft auch nur zu verwalten, sich nicht eingedenk zu sein, dass es die Schöpfung, aber auch die Zerstörung braucht, unterspült die Fundamente jeder Kultur - auch der unseren. Was also tun?

Zu guter Letzt:

Zum Auftakt der diesjährigen Carinthischen Dialoge hat uns Ursula Pia Jauch einen Einblick in die Verzweiflung und den persönlichen Kummer einer jungen Frau gegeben, die in ihrer Not im August 1791 Hilfe beim Philosophen sucht: „Großer Kant. Zu dir rufe ich wie ein Gläubiger zu seinem Gott um Hilf, um Trost, oder um Bescheid zum Tod...“

(Vgl. Kant: Briefwechsel, Brief 478, Von Fräulein Maria von Herbert)

Ich möchte an den Schluss dieser Tage den Text des ältesten in Moll gesetzten Kärntnerliedes setzen, auch er ein Testament eines nicht geglückten, unerfüllten Lebens. Wir verdanken es Ottilie Freiin von Herbert, die am 26. September 1847, nicht in der Drau, wie Maria von Herbert, sondern im Wörthersee ihr Leben beendet. Bis heute ranken sich darum herum verschiedene Legenden. Eine davon berichtet von einer unglücklichen Liebe und dem Durchbrennen mit einem Bauernburschen.

„I tua wohl, i tua wohl, als wann mir nix war.

Aba drin in mein Herzlan, da is mir so schwar....“

Was ist zu tun, damit Leben nicht so endet,
Was müssen wir tun, damit Leben **gelingt**?

Das Ordnungsprinzip der herrschenden „Weltordnung“ scheint der **Wettbewerb** zu sein: Ohne Wettbewerb keine Weiterentwicklung.

Aber: Was wir bisher für „Weiterentwicklung“ gehalten haben, ist im Grunde nur Spezialisierung. Durch Wettbewerb wird diese Spezialisierung immer weiter getrieben zu etwas, das immer spezieller wird...

Um in dieser „Spezialisierungsspirale“ erfolgreich zu sein, braucht man, wie uns Gehirnforscher versichern, nicht viel Hirn, weil wir immer nur mehr von dem tun, was bis jetzt schon gut funktioniert hat.

Was uns aber mehr Hirn abverlangt und was wir im Kleinen wie im Großen dringend brauchen, ist unsere gemeinsame Konzentration auf das **GELINGEN**.

„Gelingen“ ist ein wunderbares Wort, das es im Englischen/Amerikanischen nicht gibt. Dort spricht man von „sucess“, aber „sucessful“ meint etwas anderes als „gelungen“.

Durch Wettbewerb entstehen Leistungssportler und Fachleute, die – je gründlicher, umso mehr - zum „Fachidioten“ werden.

Um hier besonders erfolgreich zu sein, braucht es eine Welt, die genauso aussieht, wie wir sie haben:

Wir brauchen nur auszublenden, was uns daran hindert, im Wettbewerb auf Kosten anderer unsere Siege einzufahren.

„Wer kurzfristig denkt und möglichst egozentrisch seine Interessen verfolgt, der wird erfolgreich sein“, sagt der Gehirnforscher Gerald Hüther.

Was uns aber mehr Hirn abverlangt, ist nicht der Erfolg, sondern unsere Konzentration auf das Gelingen. Während der Wettbewerb nämlich auf die Ressourcenausnutzung konzentriert bleibt, geht es beim Gelingen um die Potentialentfaltung. Was unsere Gesellschaft dringend braucht, damit möglichst viele in ihr ihr Leben als „gelungen“ und „geglückt“ erleben können, ist ein höchst fälliger Wandel von einer „Ressourcenausnutzungskultur“ hin zu einer „Potentialentfaltungskultur“.

In dem, was wir mit „gelingen“ umschreiben steckt, dass man es im Grunde gar nicht machen kann. Ich kann mein Bestes geben, weiß aber vorher nie, ob es gelingt. Vielleicht ist das Wort „Gelingen“ die charmante Beschreibung für das Wort „Nachhaltigkeit“?

Diese Carinthischen Dialoge z.B. können/konnten gelingen, weil wir hier in wenigen Stunden unsere in jeweils unterschiedlichen Lebenswelten gemachten Erfahrungen so zusammenbringen, dass wir viele von uns mit einer neuen Vorstellung davon, worauf es im Leben ankommt, nach Hause gehen. Das wären dann gelungene Carinthische Dialoge 2013 gewesen.

So wie Heraklit Gelehrtheit im Sinne von Vielwisserei nicht schätzt, weil sie nicht den Geist formt, müsste es auch dem Menschen hier und heute darauf ankommen, **den einen Gedanken zu finden, der ihm das Geheimnis seiner Welt aufschließt**. Und wo es ihm gelingt, diesen Gedanken - wenn auch nur für einen kurzen Augenblick – zu gewinnen, dann ist er „so da, dass er ganz weg ist“ (Jörg Splett). Das heißt: Er konnte sich für etwas restlos begeistern und innerlich berühren lassen. Ignatius von Loyola schreibt dazu in seinem Ererzitenbüchlein:

„Nicht das Vielwissen sättigt die Seele, sondern das Verkosten der Dinge von innen her.“

Eines meiner nachhaltigsten Erlebnisse als Jugendseelsorger in Kärnten war 1989 wenige Wochen nach dem Fall der Mauer ein gemeinsamer Sylvester mit 15 Sportstudenten aus Dresden. Durch sie lernte ich den Liedermacher Gerhard Schöne kennen. Sein für mich schönstes Lied ist genau dem gewidmet, was wir brauchen, um im Blick zurück von einem „gelungenen“ Leben sprechen zu können:

Vielleicht wird's nie wieder so schön

Gerhard Schöne

Ich denk noch manchmal an den Sonntag .Ich war vielleicht 8 Jahre alt.
Ich ging mit Vater ins Museum, darinnen war es hundekalt.
Er nahm mich unter seinen Mantel und sagte: Komm wir spieln Kamell!
Wir stapften kichernd durchs Museum. Die Aufsichtstanten guckten scheel.
An der verschneiten Haltestelle durft ich auf seinen Füßen stehn,
ich hielt mich fest an ihm und dachte: Vielleicht wirds nie wieder so schön.

Bevor wir auseinander gingen, fuhr unsre Klasse noch einmal
in ein Barackenferienlager mit einem kleinen See im Tal.
Am letzten Abend ein Getuschel: Wir treffen uns am See heut Nacht.
Wir schlichen uns aus den Baracken, die Lehrer sind nicht aufgewacht.
Wir schwammen nackt ans andre Ufer und haben uns schüchtern angesehen im
weißen Mondlicht und ich dachte:
Vielleicht wird's nie wieder so schön.

Am Bahnsteig lernte ich sie kennen, sie hatten ihren Zug verpasst
die sieben polnischen Studenten, jetzt waren sie bei mir zu Gast.
Die Mädchen schmierten ein paar Brote, die Jungen haben Wein besorgt
und ich hab mir bei meinen Nachbarn nen Stapel Decken ausgeborgt.
Wir sangen Dona nobis pacem, Give peace a chance und Penny Lane
Als wir uns früh umarmten dacht ich:
Vielleicht wird's nie wieder so schön.

Damals im Zelt mit meiner Freundin, die erste Nacht mit ihr allein,
wir wagten nicht uns auszuziehen und krochen in den Schlafsack rein.
Wir schmiegt uns ganz aneinander, ich hab nur ihr Gesicht berührt.
als sie schon schlief hab ich noch immer - ihr Atmen wie ein Glück gespürt. Obwohl
mir schon die Arme schmerzten,
ich dacht nicht daran, mich umzudrehn.
Es wurde Morgen und ich dachte:
Vielleicht wird's nie wieder so schön.

Noch manchmal wenn wir uns umarmten,
oft grundlos traurig, grundlos froh
einmal als ich ein Mädchen hörte in einer Kirche irgendwo
als wir klitschnass am Waldrand hockten und ein Regenbogen stand
und wenn ich Menschen plötzlich mochte,
die ich vorher noch nicht gekannt
wenn ichs vor Heimweh nicht mehr aushielt
und fuhr zurück, um dich zu sehn
in vielen Augenblicken dacht ich:
Vielleicht wird's nie wieder so schön.

Weniger poetisch hat das Aaron Antonovsky (1923 – 1994),
ein typischer Schüler Heraklits,
in seinen „salutogenetischen Grundprinzipien“ zusammengefasst.
Ihn beschäftigt nicht so sehr die Frage der „Pathogenese“,
sondern der „Salutogenese“, warum also ein Mensch trotz widriger Umstände
gesund bleibt.
Für Antonovsky bewegt sich der Mensch ständig auf einem Kontinuum zwischen
Gesundheit und Krankheit. Damit sich das Verhältnis beider Variablen im
Gleichgewicht befindet, oder vielleicht mehr in Richtung Gesundheit ausschlägt, nutzt
er verschiedene, ihm zur Verfügung stehende Ressourcen.
So definiert Antonovsky den Begriff des „Sense of Coherence“ (SOC), welcher die
Fähigkeit eines Menschen beschreibt, die ihm gebotenen Ressourcen zu nützen, um
sich gesund zu halten.
Dabei ergibt sich die Frage, warum zwei Menschen, die dem gleichen Stress
ausgeliefert sind und dieselben Ressourcen zur Verfügung haben, dennoch so
grundsätzlich verschieden reagieren.
Eine Person wird krank, die andere bleibt gesund.
Für Antonovsky ist dafür der unterschiedlich stark ausgeprägte SOC beider Personen
verantwortlich:
1. Ich möchte verstehen können,
was (in mir & um mich herum) vor sich geht.
2. Ich möchte mitgestalten dürfen und nicht als „nützlicher Idiot“ von Fachidioten zu
ihren Zwecken missbraucht werden.

3. Ich möchte den Sinn dessen erkennen, was ich tue. Ich möchte beheimatet sein in einem größeren Ganzen. Ich möchte, wie das Renee Schroeder mit ihrem wunderbaren Versprecher auf den Punkt gebracht hat, „dem Sinn Leben geben“.

Was wir brauchen, damit unser Leben in dieser Weise „glückt“, heißt in der griechischen Mythologie KAIROS,

der Gott des rechten Augenblicks,
der als Jüngling dargestellt
vorne eine Locke und hinten eine Glatze trägt.
Greifst Du von vorne nach ihm,
packst Du ihn beim Schopf,
einen Augenblick später schon von hinten greifst Du ins Leere.
Die Singgemeinschaft St. Urban hat diese Tage eröffnet mit einem Lied von Hedi Preissegger, in dem es drei Mal am Ende der Strophe heißt:
„Le-bn muaßt heit!“
„Le-bn is heit!“
„Le-bn tuast heit!“

In Schillers Gedicht „Resignation“⁴ wird das Streitgespräch einer verstorbenen Seele mit der Ewigkeit skizziert.

Darin fordert die Tote von der Ewigkeit
eine Gegenleistung für die Entbehrungen,
die sie zu Lebzeiten getragen hat.
Die Antwort ist ernüchternd:
Wer für den Glauben auf weltlichen Genuss verzichtet habe,
müsse auch in Ewigkeit bei dieser Entscheidung bleiben:

...

Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Die christliche Religion ist oft genug in diesem Sinn als Vertröstungsreligion missdeutet worden.

Wer aber die Bibel aufmerksam liest, wird ihr leidenschaftliches Plädoyer für die Ewigkeit im Hier und Jetzt und Heute nicht übersehen können. Dort heißt es etwa:

„Jetzt ist die Zeit der Gnade“,
oder wie Fridolin Stier übersetzt:
„Da! Jetzt ist die Zeit, die hoch willkommene.
Da! Jetzt ist der Tag der Rettung.“⁵

Heute hier und jetzt beginnt der Rest deines Lebens!
Dieses „Jetzt“ ist meine und Deine Stunde jede Stunde unseres Lebens. Ohne dieses „Jetzt“ gibt es kein erfülltes Leben, keinen Zauber, keine ermutigende Perspektive und keine Begeisterung.

Dieses „Jetzt“ im täglichen Hin-und-Her macht auch - sollte der Dichter Recht haben - vor dem Tod nicht Halt, wie das Stefan Andres in seinem Gedicht zum Ausdruck bringt:

⁴ Schiller schreibt dieses Gedicht 1786.

⁵ 2 Kor 6,2

AN DEN TOD⁶

Wenn du mich triffst, sprich leise,
Als wär ich dir bekannt;
Und von der langen Reise
Sag nichts, gib mir die Hand.

Ich weiß nicht, ob ich bange,
Zeigst du mir dein Gesicht;
Vielleicht kenn ich's schon lange.
Vielleicht auch kenn ich's nicht.

Du bist so schwer zu nennen,
O Tod, ich nenn dich Weib!
Damit ich im Erkennen
Still zu dir sage: bleib!

Vielleicht wird Liebe wehen
Um uns, bin ich bereit -
Dann zeug ich im Vergehen
Mit dir: Unsterblichkeit.

⁶ (Andres, 1950, S. 28) zitiert in (Condrau, 1991, S. 12)